

# In freier Stunde

## Sensation in Heiligenburg

(8. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

Martin zupfte an seinem Bart und schaute von einem zum anderen. Drei Augenpaare hingen an seinem ehrlichen, anständigen Gesicht, und unter ihren Blicken fühlte er sich auf einmal so hilflos . . . Alles, wie es sein mußte —? „Ich bin schon einverstanden!“ Er stand schwerfällig auf. Die Last auf den Schultern! „Ich muß noch ins Spital hinüber,“ fügte er hinzu. „Hab' einem alten Bauern den halben Magen weggeschnitten; muß mich nun nach ihm umschauen. Und dann die Baronin . . .“ Er ging an die Tür und wartete, ob jemand noch etwas zu sagen hätte.

Doch sie schwiegen. Sie wunderten sich, warum er so hart sprach. Wie wenn ihm das Reden leid täte.

Auf der Diele fiel ihm etwas ein. Er stieg in das Leichenzimmer hinauf und suchte im Schreibtische des Vaters, bis er einen versiegelten Umschlag fand mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode von meinem ältesten Sohne Martin zu öffnen!“

Die der Umschlag; gewichtig. Langsam schob er die Lade zu, drehte den Schlüssel ab und starrte dabei auf seinen eigenen Schatten, den die flackernden Kerzen an der Wand tanzen ließen. Das dicke Kuvert knisterte, als er es in die Rocktasche steckte.

Martin trat ans Fußende des Bettes und blickte auf des Vaters Gesicht und erkannte nun, daß die Christine recht hatte, wenn sie es verändert fand. Fremdes und Unbekanntes darin. Nicht zu erfassen. Nicht allein zu erklären durch die körperliche Veränderung, die sich mit dem Uebergang vom Leben zum Tode vollzog. Es war, als offenbarte sich jetzt der wahre, im Innern bislang verborgene Mensch. Die sterbliche Hülle, ihrer organischen Lebenskraft beraubt, konnte ihn nicht mehr in sich zurückhalten. Martins Gedanken kehrten zu jenem Wort zurück: „Selbstfischerheit . . .“ Und die Menschen, die zurückblieben?

Martin Wagenmeister, stark an Leib und Geist, allen metaphysischen Spinnstereien abhold, fühlte seine Seele erschauern. Er schlich hinaus, schloß die Tür und tappte die Treppe hinunter. Die trachte immer. Er stöhnte: Jetzt hören ihn die da drinnen . . .

Sie hörten ihn. Sie wendeten alle die Köpfe zur Tür und rührten sich nicht.

Christine hielt die Hände im Schoß und sagte: „Er war noch einmal oben. Mich hat er nicht hinaufgelassen.“ Und zweimal wiederholte sie: „Was ist es? Was ist es?“

### 12. Kapitel

Im Spital warteten zwei Frauen auf Martin. Sie trugen billige, fertig gekaufte Trauerkleider und hatten verweinte Augen: Mutter und Braut des erschossenen Verwalters.

Das Mädchen, schmal, engbrüstig, mit einem hübschen, blassen Gesicht, weinte nur still vor sich hin.

Doch die Mutter war nicht geneigt, den Verlust ihres einzigen Sohnes ergehen hinzunehmen. Sie klagte, als Frau die Frau in der Tragödie an. „Natürlich —: Fad war ihr, der Frau Baronin! Da hat sie mit meinem Buben angefangen . . .“

Die Braut verteidigte den Bräutigam. „Mutter, das ist nicht wahr! Der Karl hat nie eine andere angeschaut!“ Sie war rührend in ihrer fassungslosen Gebrochenheit.

Die elegante, vornehme Dame und dieses armselige Geschöpf! Attersteins Schuld? Hatte die Anklage der Mutter recht? Wieder diese Fragen . . . „Sie tun Ihrem armen Jungen unrecht und der Baronin auch,“ sagte Martin zu der alten Frau. „Ich weiß das ganz genau. Sehen Sie: Der Herr Baron — na ja, der ist halt nicht zurechnungsfähig, der ist erblich belastet . . .“

Die Mutter rang die Hände. „Und mein Bub!“

Martin versuchte zu trösten, indem er über praktische Dinge redete. „Morgen kommt der Propst her und segnet ihn ein. Und wenn Sie ihn nach Haus überführen wollen, werden wir schon schauen, was sich machen läßt.“

Da beugte sich die alte Frau herab und küßte ihm die Hand. —

Dann saß er am Bett Irma Attersteins. Wieder war sie auf dem Wege zur Genesung ein großes Stück weitergekommen. Ihre Stimme hatte festeren, energischeren Klang; die scharfen Linien um Mund und Nase erläteten sich.

„Herr Doktor,“ fragte sie, nachdem Schwester Sophie ihren Bericht erstattet hatte, „was ist mit meinem Mann?“

„Nix ist mit ihm!“ log Martin gerad von der Schulter weg.

Sie holte tief Atem, und ihre großen, dunklen Augen verschleierten sich. „Hat man ihn —“ Sie sprach das entsehlliche Wort schließlich tapfer aus: „— verhaftet?“

Martin zuckte die Achseln. „Na ja, man hat ihn halt ins Bezirksgericht gebracht . . .“

„Armer Niki!“ flüsterte sie vor sich hin. Eine Zeitlang lag sie ganz still. Dann schob sie sich an den Rand des Bettes, um Martin nahe zu sein. „Herr Doktor, Sie sind so gut . . .“

„Ah, ich —“

„O ja! Wenn Sie nicht wären —! Lieber Herr Doktor, ich liege da so und muß immer an meinen Mann denken und an — an das Furchtbare. Doktor,

„Lieber Doktor — würden Sie zu ihm gehen? Nachschauen —?“

„Na, selbstverständlich! Morgen gleich geh' ich hin . . . Aber jetzt wird Nacht gemacht! Schwester Sophie soll — —“

Doch Irma Atterstein war schon so weit, daß sie nicht mehr mit sich kommandieren ließ. Ihre Bitten wurden zu Befehlen, denen gehorcht werden mußte. „Und noch etwas, Doktor!“ schmeichelte sie. „Der arme Mensch, der Verwalter! Er hat eine Braut gehabt, ein ganz junges Ding in Zwettl. Er hat mir ihr Bild gezeigt . . .“

„Die ist da im Spital und die Mutter auch; und morgen wird die Leiche nach Zwettl übergeführt.“

Da zeigten sich wieder die scharfen Linien; der seine Mund zuckte, und Martin machte sich schon Vorwürfe. Aber Irma Atterstein war viel stärker, als er glaubte. Sie schloß für ein Weilchen die Augen — so, wie jemand seine Zimmertüre zumacht, um mit sich allein zu sein. Die Adern an den Schläfen zitterten. „Ich habe noch eine Bitte,“ hob sie dann von neuem an. „Eine ganz große Bitte. Darf ich —? Nicht böse sein, Doktor! Ich möchte ihm einen Kranz mitgeben, einen recht schönen, großen Kranz. Und — und das wichtigste: Sehen Sie, seine Mutter und die Braut — er war ihnen alles. Und jetzt haben sie ihn nicht mehr. Wenn man ihnen doch sagen möchte, daß ich nicht schuld bin an dem Unglück . . .“ Sie griff nach seiner Hand; ihre Stimme füllte sich mit Leidenschaft. „Ich bin wirklich nicht schuld, Doktor! Sie können mir's glauben!“

Martin war überrascht durch diesen Ausbruch. „Sie brauchen sich doch nicht vor mir zu verteidigen! Ich habe nicht zu urteilen. Ich muß Sie gesund machen . . .“

Wie sie ihn ansah! Kaum hörbar ihre Anklage: „Aber wenn Sie es selbst nicht glauben —?“

„Hören Sie, Frau Baronin!“ tritt er dagegen. Sie klagte an, und er mußte sich verteidigen. „Ich habe nicht das geringste Recht —“

Sie ließ seine Hand jäh los. „Recht? Recht? Niemand hat ein Recht!“ Ihre Augen waren jetzt schwarz. Um so bleicher das Gesicht. „Das geht nicht!“ rief Martin. Er schrie sie beinahe an. „Ich wiederhole Ihnen, Frau Baronin: Ich werde gewalttätig, wenn Sie nicht Vernunft annehmen! Schwester, wir werden eine Injektion machen!“

Schwester Sophie glitt hilfsbereit an den Tisch in der Zimmermitte.

„Nein! Nein!“ bettelte Irma Atterstein, wieder ganz reumütiges Kind. „Ich — ich kann ja nichts dafür! Aber Doktor, lieber Doktor Wagenmeister, sehen Sie: Wenn die beiden Frauen etwas brauchen? Ich habe Geld zu Hause. Mein Schmutz — —“

„Da könnten Sie wirklich helfen. Die Angehörigen wollen ihn nach Zwettl schaffen — und die sind ja so arm“

„Oh, Doktor, wenn ich nur kann! Alles — alles! Sie wissen ja gar nicht — —“

Martin stand dann unten in seinem Zimmer und beratshlagte mit sich selbst. Ich hätte dem hysterischen Frauenzimmer doch eine Spritze — —! Wenn sie mir nun die ganze Nacht durchheult? Er war schon dabei, sich umzuziehen. Mit der einen Hand im Rockärmel, stand er da. Schuld? Schuld? Wenn der Baron wirklich — — Mit einem Ruck riß er sich den Rock über die Schulter hinauf, stülpte den Hut auf und stürmte wieder in den ersten Stock hinauf.

Mit der Hand auf der Klinke blieb er stehen und lauschte in das Zimmer zurück. Nichts zu hören . . . Vorsichtig schob er die Tür etwas auf und sah die

Schwester damit beschäftigt, Decken und Postler glattzustreichen. Sie bläute auf, ehe er sich wieder zurückziehen konnte, und kam, den Finger auf den Lippen, zu ihm hin. Vor der Tür fand eine kleine Beratung statt.

Der Doktor war verlegen, wie wenn er auf Heimlichkeiten ertappt worden wäre. „Ich hab' doch noch mal hersehauen wollen,“ fing er an und bläute die Nonne beinahe trotzig an.

„Sie wird gleich schlafen,“ flüsterte sie. „Mein Gott, Herr Doktor, sie hat ja so Schreckliches durchgemacht!“

„hm —!“ Inurte Martin unnachgiebig. Gegen die Anklagen der Mutter hatte er die Sünderin verteidigt; jetzt verdammt er sie und wußte dabei in sich selbst, daß er das mit dem Verdammen gar nicht so meinte; daß das nur Stimmung, Aerger oder so was war. Weil er das wußte, war er erst recht wütend. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und starrte finster nach der Tür des Krankenzimmers. „Glauben Sie, daß sie unschuldig ist?“

Das Gesicht der Nonne verkroch sich in die steife, unförmige Ordenshaube. „Sie hat gelitten und leidet noch. Und sie ist so jung, Herr Doktor!“ Ihre Finger glitten über den Rosenkranz, der ihr von dem weißen Gürtelstrick herabhing, und sie hielt den Blick gesenkt: Die Tür, die ein Gelübde verschlossen hatte, ließ sich nicht öffnen.

Als sie in ihrer weitbauschigen Geräuschlosigkeit wieder verschwunden war, stand der Doktor auf dem alten Fleck, wippte ein paar Sekunden auf den Zehenspitzen und stierte verloren hinter ihr drein. Dann zuckte er die Achseln und verließ das Spital. Er vergaß völlig, daß er hier, in seinem Zimmer, die in dem versiegelten Kuvert des Vaters enthaltenen Dokumente hatte ansehen wollen. Ganz und gar vergaß er das.

Erst spät am Abend, als Christel sich in ihr Zimmer zurückgezogen und Franz gemeinsam mit dem Küster die Totenwache angetreten hatte, hockte sich Martin an seinen Schreibtisch und machte sich über die Dokumente her.

Das Grau der Morgendämmerung kroch herein, und er sah noch immer an seinem Schreibtisch . . .

### 13. Kapitel

Der Kassendirektor Karl Wagenmeister war bei dem Versicherungskonzern „Austria“ auf 60 000 Schilling versichert gewesen, zugunsten Christines. Das Geld war für sie allein bestimmt. Es gehörte ihr. Eine Mitgift, die allerdings erst mit Ablauf der Versicherungszeit fällig wurde oder bei vorzeitigem Ableben des Versicherten.

Und nun war Karl Wagenmeister tot, und Martin begab sich am nächsten Morgen zu dem Vertreter der Versicherungsgesellschaft, Herrn Anton Pacher, und übergab ihm den vom Bezirksgericht ausgestellten Totenschein.

Herr Anton Pacher war ein überaus freundlicher und zuvorkommender Mann, der außer Versicherungspolice auch noch Staatslose, Autos und bankrotte Meierhöfe verkaufte. Er floß über vor Beileid und Gefälligkeit und erklärte, alles Notwendige sofort in die Wege leiten zu wollen, damit die Versicherungssumme so schnell wie möglich zur Auszahlung gelange.

Martin bedankte sich ebenso höflich wie kurz und marschierte zum Kreisgericht.

(Fortsetzung folgt)

# Die Spinne

Von Robert Meier.

Wir löschten Bananenstauden. Drückend lastete Sonnenglut auf den Schiffen und den Hafenanlagen. Nur mit zusammengekniffenen Augenlidern konnte man in die Richtung sehen, aus der heraus sich die Weißglut des Himmels in der Flut spiegelte.

Bug an Bug lagen die Frachter am Kai vertäut, und das Gewirr der Masten, Rahen und Seile überwucherte die dicken schwarzen Stämme der Schloten, an Urwaldbüchse gemahnend. Jrgendwo klopften eisige Hämmer, deren ratternder Schall das lechzende Surren der Hafenträne übertönte.

Die Mannschaft hatte Landurlaub und war von Bord.

Neben mir stand der Steuermann auf der Brücke und hatte die unermüdliche Stummelpfeife zwischen den Zähnen. Er nahm die Mühe ab und wischte sich die hellen Schweißtropfen von der großen Glaxe. Nicht weit entfernt von uns stolperten gerade zwei kleine beleibte Männer über die Eisenbahnschienen, die den Kai entlangführten. Mit aller Mühe suchten sie unter den schwebenden Lasten wegzukommen, die immer wieder über ihren Köpfen baumelten. Unmittelbar vor unserem Kasten blieben sie stehen und bestaunten, verschauend an einen Stapel Kisten gelehnt, die grünen Kieseltrauben unserer Ladung. Der Größere der beiden schien dem anderen in schulmeisterhafter Weise etwas zu erklären, was wir nicht verstanden. Hierauf zogen die zwei krause Stirnen und nickten mit gewichtiger Miene.

Wir waren an das Geländer der Brücke getreten und hörten gerade noch, wie der Angesprochene sagte: „Das ist ja von außerordentlichem Interesse, Herr Kollege.“ Dann tröteten die beiden weiter.

„Kommen Sie, Stevens,“ sagte der Steuermann zu mir, „wir setzen uns ein bißchen in den Schatten. Die Bananen und die beiden Schulmeister da haben mit einer Erinnerung aufgefrischt, die ich Ihnen erzählen muß.“

Heißtrotz über die Abwechslung in dieser öden Langeweile folgte ich ihm in die Kajüte und ließ mich schlaff auf das Sofa gleiten.

Er goß sich und mir ein Glas dunkelroten Weines ein und setzte sich auch, wobei er die veräucherte und zerbissene Pfeife ausklopfte und umständlich eine Zigarre anzündete. Schweigend ließ er ein paar Schwaden heraus, und es wurde beinahe feierlich im Raum. Etliche Minuten verstrichen, in denen nur das Ticken der Uhr zu vernehmen war.

Dann begann er: „Sagen Sie mal, Stevens, ist es bei Ihnen auch so, daß besondere Gerüche Erinnerungen hervorrufen?“

Ich wollte antworten, doch er fuhr gleich fort: „Ausgerechnet heute, wo aus dem Laderaum der warme Duft von Bananen strömt, müssen mir so ein paar Professoren über den Weg laufen.“

Er tat einen tüchtigen Zug aus seinem Glase und sog an seiner Manila, daß die Glut durch die Asche leuchtete.

„Vor einer Reihe von Jahren,“ setzte er wieder an, „ich war noch ein junger Daas und hatte erst wenige Wochen zuvor meinen Bootsmann gemacht, lagen wir in Marseille und hatten auch Bananen an Bord. Daneben waren noch ein paar dunkle Gefellen als Passagiere mitgenommen worden, die für eine Völkerschau engagiert waren. Ein Manager sollte sie in Empfang nehmen.“

Von einem der Rigger war auf der Ueberfahrt der Vater gestorben, und nun verrichtete der Sohn fäglich ein Gebet, wobei er sich an Deck auf einen Teppich kauerte, den er immer mit sich herumschleppte. In seiner Andacht beugte er sich über eine Figur, die er ängstlich vor uns verbarg.

Dieser arme Kerl, der immer froh, lag gerade wieder einmal ganz versunken zwischen Risten und Ballen neben der Ladeluke, als mich ein Mann anstieß, von dem ich nicht wußte, wie er auf das Schiff gekommen war. Es war eine Gestalt wie etwa der Kleinere von vorhin. Ueber den Arm hatte er einen Schirm gehängt, und in der Hand hielt er ein Ding, das einem besonders großen Zirkel sehr ähnlich sah. Damit hatte er mich auch angestoßen. Ein fußsackartiger Bart hing weit über die Brust, und durch eine dicke Brille sahen mich ein paar Augen an, in denen das Weiße vergilbt war. Stehend und herrisch schaute er an mir empor und sagte: „Junger Mann, ich will zum Kapitän.“ Welleicht klingen Ihnen diese Worte nicht außergewöhnlich, aber die Art, wie er das herausbrachte, ohne mich noch länger anzusehen, reizte mich, weil ich aus seinem Gebahren herausspürte, daß ich nur eine Sache für ihn war. Er bediente sich meiner, und damit war ich für ihn abgetan. Einen Gruß hatte er mir nicht geboten. Und außerdem wurmte es mich, daß ich einfach „junger Mann“ für ihn war, obwohl

doch auch eine Landratte erkennen mußte, daß ich hier die Aufsicht hatte.

Das alles fuhr mir schnell durch den Kopf und machte mir den Kerl unausstehlich. Trotzdem wurde mir klar, daß ich ihn zum Käppen führen mußte. Ich drehte mich wortlos um und brachte ihn zur Kajüte.

Schon nach wenigen Minuten trat der Käppen mit ihm heraus, rief mich heran und stellte mich seinem Besucher vor. Er war sehr höflich zu dem Gast, der aber auch jetzt keine Notiz von mir nahm und zu dem Rigger hinübersah, der, immer noch in seine Andacht versunken, taub und blind für seine Umwelt zu sein schien.

Zu mir gewandt, sagte jetzt der Käppen: „Herr Professor Soudou, Dozent für Anthropologie, wünscht an dem Farbigen da drüben Schädelmessungen vorzunehmen. Seien Sie dem Herrn behilflich.“ Sie können sich denken, Stevens, wie unlustig ich dem Menschen folgte, der ohne Umschweife auf seine Versuchsobjekt zuging.

„Nehmen Sie den Kerl hoch,“ sagte er zu mir. Ich zögerte ein wenig. „Nur los!“ herrschte mich der Professor an, „meine Zeit ist knapp.“ Nun griff ich zu und zog den armen Teufel hoch, der irren Blickes umherstarrte und weiter keine Sorge kannte, als sein Amulett unseren Blicken zu verbergen.

Den Professor kümmerte das nicht. Er krieg auf eine Kiste und setzte umständlich sein Instrument nach den verschiedenen Ausmaßen des Riggerschädels an, sprach die Zahlen vor sich hin und machte kurze Notizen.

Das nahm etwa zwanzig Minuten in Anspruch, wobei den Farbigen ein Zitterschauer nach dem anderen überließ und er bald angstvoll aufschaute, bald vor sich hernieder starrte. Sichtlich froh ließ er sich zu Boden gleiten, als ich meine Hände löste.

Beide hockten nun nebeneinander und murmelten, jeder ganz hingegeben dem, wovon seine Lippen unverständliche Kunde taten.

Da bemerkte ich, wie aus dem Neß voller Bananenstauden, die der Kran gerade aus der Luke hob, etwas herabfiel, das so groß sein mochte wie eine menschliche Faust. Geräuschlos landete es auf den Planen und raste sofort davon. Ich konnte gerade noch erkennen, daß es eine große Spinne war. Braun und dicht behaart, rannte sie dahin und zeigte auf dem Rücken rote Punkte, so daß ich sie für eine besonders große Malmignatte hielt. Sie wissen ja, daß man vor denen in Südfrankreich niemals sicher ist und daß der Biß eines so ausgewachsenen Tieres unbedingt tödlich wirkt. Jedenfalls war mir klar, daß das Vieß sofort beseitigt werden mußte, ehe es sich irgendwo verbroh.

So riß ich das Schießisen heraus und stürzte hinter ihr her.

Es wurde eine wilde Jagd. Ich sprang über einen Stapel Risten, hinter dem ich das Vieß hatte verschwinden sehen. Sie wissen, Stevens, wieviel Schlupfwinkel es auf einem Kasten für so ein Tier gibt. Ich durfte es nicht aus den Augen lassen, denn wo es sitzt, verhält es sich still. Mit einem Ruck riß ich ein paar Säcke zusammen, hinter die das Vieß eben geschlüpft war. Die Erregung packte mich immer mehr. Die Spinne flüchte unmerklich davon. Zwischen den Vorderbeinen schaukelte ein gelber Tropfen. Ich fiel über eine Lauerolle und schlug lang hin.

Jetzt schoß das Vieß auf die Beiden zu, die noch immer bewegungslos bei ihrer Beschäftigung verharrten. Zwischen ihnen lauernd, stützte das Tier einen Augenblick. Die Rigger sollen einen scharfen Geruch an sich haben, der manches Raubzeug verhindert, sie anzufallen. Ob das nun hier der Fall war, weiß ich nicht. Jedenfalls stand das Tier still. Dann ruckte es herum, und weil ich lag, konnte ich sehen, wie seine Fresswerkzeuge vibrierten. Der gelbe Tropfen wurde dicker.

Schießen konnte ich nicht; der Browning war mir aus der Hand gegelitten. Ich starrte auf die Spinne und sie auf mich. Es war ein Abwägen auf Tod und Leben. Ich sah Haß und Tüde aus diesem ellen Klumpen sprühen. So muß einem wohl die Mündung einer schußbereiten Pistole entgegendrohen.

Da scharrte der Professor unbewußt mit dem Fuße, und schon wandte sich das Tier ihm zu. Es kletterte an seinem gestreiften Hosenbein empor. Er sah immer noch nicht auf und murmelte und rechnete.

Langsam senkte die Spinne auf seinem Arie die Zangen herab. Ich wollte aufschreien, obwohl mir heute klar ist, daß er sich nicht zu helfen gewußt hätte. Kein Ton kam aus meinem Munde, die Kehle war mir wie zugeschnürt.

In diesem Augenblick fuhr der Rigger hoch. Ein Schlag mit der flachen Hand — und der Professor kippte vornüber. Er fiel platt auf das Gesicht. Brille, Buch und Stift schuselten

über das Deck. Ein Bild, das mir das Lachen wiedergab und den Bann zerriß.

Ich sprang hinzu und half ihm auf. Sein Gesicht war rot vor Aerger, und er brachte nichts weiter über die Lippen als: „Herr . . .“

Die Spinne lag tot und zerquetscht vor uns.

Ich sagte nur: „Da!“ Und er begriff.

Der Nigger,“ fügte ich hinzu.

Und er begriff abermals.

## Erlauchtes aus Fliegertagebüchern

Von Katja Heidrich

Die deutsche Fliegerin Katja Heidrich setzt ihre Artikelreihe, die die menschliche Seite des Fliegers behandelt und von Ergötzlichem und Tragischem, Gefährlichem und Lustigem berichtet, fort. Sie erzählt vom „Flug zu den Poilus“ und von Erwin, der „Hohe Schule fliegt“.

### Der Flug zu den Poilus

Der Flugplatz St. Arnaud bei Saarbrücken liegt im hellsten Sonnenschein. Flugzeuge starten, Flugzeuge landen — Hochbetrieb!

In der äußerten Ecke des Platzes, dort, wo eine kleine Halle für Sportflugzeuge errichtet ist, stehen zwei Mädchen in eifrigem Gespräch. Beide sind in schmale Fliegeranzüge gehüllt, die im Farbton genau zu den Farben des Flugzeugs passen, das vor ihnen steht. — „Fliegende Mädchen“ also! Elenor und Karla heißen sie. Seit drei Wochen fliegen sie über dem Saargebiet. Freilich, das machte sehr viel Freude, weniger aber die Bestimmung, nur in Saarbrücken-St. Arnaud starten und landen zu dürfen. Wie nun Frauen einmal sind, — es lockte sie, doch mal woanders zu landen, um mal an einem anderen Ort Kaffee zu trinken, meinten sie. Eine durchaus weibliche Begründung.

Also fingen sie sich in ihre „Kiste“ und flogen los. Nach kaum vierzig Minuten lag der für das Abenteuer ausersehene Platz unter ihnen: Was weg — Landung!

Aber was war denn das? In dem gleichen Augenblick, in dem das Flugzeug den Erdboden berührt, kommt ein Heer von Poilus (französische Schutzleute) aus der auf dem Flugplatz stehenden Zeppelinhalle im Lauffschritt an. Den beiden „Ausreißerinnen“ stehen die Haare zu Berge.

„Das kann ja nett werden,“ meint Karin bekläufelnd, während Elenor beinahe vor Wut plätschen möchte. An einen sofortigen Start war nicht zu denken, dazu war der Platz zu klein. Karin knauscht ihre Karte zusammen, steckt sie in die Hosentasche, steigt aus, bastelt am Motor herum und sagt zu Elenor: „Wir wissen nicht, wo wir sind! Motorkörnung! Verstanden?“ Die andere nickt zustimmend.

Und schon redet ein deutschsprechender Poilu auf die beiden Fliegerinnen ein. Verdächtig ist der Spionage, schreibt große Protokolle, läßt die Maschine in die Halle schieben und stellt schließlich den beiden Mädchen ein paar Tage Haft in sichere Aussicht. — Schöne Aussicht!!!

Die aber schauen sich groß an und denken an den verpöfchten Kaffee und die Tage hinter „schwedischen Gardinen“. Doch als die bekannte „Beruhigungszigarette“ ausgeraucht ist, holen sie zu einer großen Verteidigungsrede aus. Es war nicht ganz einfach, die Poilus von der Harmlosigkeit des Fluges zu überzeugen. Aber immerhin erreichten sie nach zweistündiger Verhandlung ihre Freilassung.

Erst der Krach des laufenden Motors gestattete den beiden „Heldinnen“ der Luft, ihrem Herzen Luft zu machen. Doch alle die hübschen Kosenamen, die über die Poilus herniederprasselten, konnten nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß aus dem Kaffeetrinken an einem anderen Ort nichts geworden war. Als „Besiegte“ flogen sie zu ihrem Heimatbasen zurück, dem sie dann Treue schworen und auch hielten.

### Erwin fliegt Hohe Schule

Ein Taxi fährt bei der Fliegerschule vor. Ihm entsteigt ein kleiner, elegant gekleideter Herr. „Bin ich hier richtig? Ich möchte mein Kunstflugexamen machen!“ „Ja, bitte!“

In wenigen Minuten ist der elegante Reiseanzug mit einer ebenso eleganten Fliegerausrüstung vertauscht. Erwin nimmt mit seinem Kunstfluglehrer in einem „Flamingo“ Platz. Der Lehrer fliegt zunächst einmal alle Kunstflugfiguren vor und läßt sie dann von Erwin wiederholen. Alles klappert tadellos. Das Flugzeug landet, der Lehrer steigt aus und gibt Erwin Anweisung, sich erst richtig auf der Maschine einzustiegen,



Wenn jeder Deutsche in der Welt  
im Monat nur ein Buch bestellt,  
würd' es zum Wohl für viele sein:  
Wir stellten neue Kräfte ein,  
die Dichter hätten keine Not,  
und jeder Drucker fand sein Brot.

Besuchen Sie die

## Buchdiele

der Kosmos Sp. z o. o., Poznań, Zwierzyniecka 6

Kein Kaufzwang

sie würden dann hinterher das Programm noch einmal zusammen durchfliegen.

Erwin, der von jeher eine ziemlich hohe Meinung von seinen fliegerischen Talenten hatte, setzt sich über das Gebot des Lehrers hinweg und fängt sofort nach dem Start an, Loopings, Rollings, Turns und dergleichen mehr zu drehen. Dem Lehrer stehen die Haare zu Berge. Immer wieder läßt er durch die Luftpolizei Warnungssignale in Form von Leuchtkugeln heraufschleichen. Doch Erwin achtet ihrer nicht, sondern tummelt sich weiter in den Lüften.

Jetzt hängt er auf dem Rücken und versucht die Maschine durch eine halbe Rolle wieder in die Normallage zu bringen. Dieses gelingt ihm nicht: Die Maschine kommt ins Trudeln! Sie trudelt tiefer, immer tiefer; und nähert sich ganz bedenklich dem Erdboden. Alles, was unten steht und mit Entsetzen den Flug der Maschine verfolgt, hat Erwin längst aufgegeben. Schon sehen sie Flieger und Maschine zerschmettern.

Doch plötzlich, in etwa 50 Meter Höhe, kommt die Maschine wieder in die Normallage zurück. Alles atmet erleichtert und erfreut auf. Die Maschine landet.

Der Fluglehrer ist bleich und Erwin noch bleicher. Zitternd verläßt er den Platz: „Jetzt habe ich die Nase voll!“ Doch der Lehrer stellt ihn zur Rede und erklärt ihm seine Fehler. Aber Erwin will die ganze Fliegerei an den Haken hängen. Als alle Vorhaltungen nichts nützen, haut ihm der Lehrer ein paar hinter die Ohren wegen seines Ungehorsams, mehr aber noch wegen seiner Feigheit und fordert ihn auf, sofort zu starten, ohne „Hohe Schule“ dabei zu fliegen. Der Schüler gehorcht zögernd. — Die Maschine startet. Erwin fliegt, aber ohne „Hohe Schule“.

Noch der Landung gibt er seinem Lehrer rennützig die Hand und dankt ihm für seine Umsicht und sein Interesse. Denn nur der sofortige neue Start hat ihm, der sich geschworen hatte, nie mehr zu fliegen, das Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Maschine wiedergegeben. Heute ist Erwin einer unserer bekanntesten Kunstflieger geworden. Jedem, der es hören will, erzählt er bereitwillig, daß nur die Ohrfeigen, die er damals erhielt, ihn zu dem gemacht haben, was er heute ist.

## Wissenswertes Allerlei

In Doncaster in England ist vor kurzem ein Hotel eröffnet worden, das vollkommen aus Glas besteht. Es hat ein flaches Dach und die Außenwände bestehen aus rosafarbenem und türkisblauem Glas. Fußböden, Decken, Wände, alles ist aus Glas. \*

In vielen großen Städten des Auslandes müssen die Taxichauffeure jetzt an Sprachkursen teilnehmen, um den Fremden behilflich sein zu können.